

(Nachdruck verboten.)

10]

Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

Lene hatte in den Augen des Schulmannes ein leichtes Lächeln wahrgenommen. Allsogleich fuhr sie fort:

„Aber Gruber sagte: „Das gehört sich nicht! der Herr ist tüchtig in seinem Fach, sonst hätte er es nicht zum Professor gebracht. Er ist nicht verpflichtet, unsre Ausdrücke zu kennen! . . .“ Und das Gerede war aus . . .“

Sie machte einen Schritt vorwärts, ihre Stimme klang weich und voll:

„Herr Professor, Sie werden doch dem Fritz seine Unersahrenheit nicht entgelten lassen? . . . Sie haben doch selbst gesagt, daß er Talent hat. . . Und jetzt soll er wegen so einer Dummheit unglücklich gemacht werden fürs ganze Leben? . . . Herr Professor, ich würde mir das nicht zu verantworten trauen.“

Ihre Lippen bebten.

„Ja . . . ich weiß wirklich nicht . . . wir haben schon darüber gesprochen . . .“

Er rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her.

„Die Herren werden gewiß anderer Meinung werden, wenn man ihnen die Sache, wie sie wirklich ist, noch einmal auseinandersetzt . . . Es sind ja noch acht Tage bis zur Matura . . .“

„Professor Botter wird seine Ansicht nie ändern! . . .“

„Das ist nur einer . . . Herr Professor sind doch Ordinarius. Ihre Stimme ist doch ausschlaggebend! . . .“

Er fuhr mit der Linken einigemal wie wischend über die Weste.

„Sie können mich doch nicht so gehen lassen, Herr Professor! . . . Sie sind doch auch Vater! . . . Ich kann mich nicht so ausdrücken . . . Wenn Ihr Herr Sohn einmal in die Lage käme . . .“

„Frau Gruber . . .“

„Sie war wieder zurückgetreten.“

„Nein, ich lasse Sie nicht! . . . Einen Fußfall will ich vor Ihnen machen . . . wenn ich die Gewißheit . . .“

„Frau! . . .“

„Sie sagen ja, Herr Professor? . . . Ich kann ruhig nach Hause gehen? . . .“

„Ich werde den Kollegen den Fall noch einmal unterbreiten.“

„Und sich des dummen Duden annehmen? . . .“

„Ja!“

Sie griff mit beiden Händen nach seiner Rechten.

„Wie soll ich Ihnen danken, Herr Professor? . . .“

Er murmelte etwas in sich hinein.

„Er ist nur selbst schuld . . . Gewiß, ich gebe es zu, ich habe ihn falsch beurteilt . . . Wenn Sie schon einmal früher gekommen wären. . .“

„Aber, Herr Professor, ich habe ja nichts gewußt! Als er in der letzten Zeit immer einfüßiger wurde und so traurig und vergrämt, erst da habe ich mir vorgenommen . . . Und mit der . . . der Person werde ich reden . . . Die soll nichts zu lachen bekommen! . . .“

Als Lene an der Küche vorbeikam, trat die Kugelrunde Frau Professor heraus.

„Sie haben Erfolg gehabt, ich sehe es an Ihren Augen.“ sprach sie die ihr Fremde an. „Das freut mich! . . . Wie haben Sie meinen Mann gefunden? . . . Nicht wahr, er sieht blaß aus? . . . Ja, die viele Arbeit! . . . Und die Sorgen um die Kinder! . . . Man weiß doch heutzutage nicht . . . Ja, wenn er tüchtig rohen Schinken essen könnte . . . und ab und zu eine Flasche guten Rotwein!“

Auf der Straße that Lene einen leichten Lacher.

„Also, einen Schinken und ein paar Bouteillen Rotwein! . . . Wenn ich das gewußt hätte! . . . Wie man manchmal dumm ist!“ —

Den Rückweg nahm Lene durch die Lange Gasse.

Dieses Stück Alt-Eger war ihr sympathischer als draußen das Geschäftsviertel an der Bahnhofsstraße, in dem ein Haus dem andern gleich, kein lauter Ton des Erwerbslebens sich bemerkbar machte. Hier, zwischen den alten ver-

räucherten Häusern, mit den steilen, mit „Reiterziegeln“ gedeckten Dächern, den hohen Giebeln und den Dachvorbauten, durch die man mit einer Binde das Heu emporzog, fühlte sie sich heimisch. Alle die Menschen, die da wohnten, und mochten sie zu den ältest angefahrenen Geschlechtern gehören, verdienten ihr Brot mit ihrer Hände Arbeit.

Fast aus jedem Hause tönte das helle Klopfen der Schuster, deutlich davon ab hob sich der Blech-Schlag der Klempner. Eine Drehbank schnurrte, ab und zu überdönt von einer Holzjäge. Es roch nach frischem Fleisch, nach Braunkohlenruß, der in Flocken durch die Luft kam, dann wieder nach süßem Malz. In dem Hofe einer Brauerei schlug rote Lohe empor, halberstickt von schwerem, schwarzem Rauch. Man war beim Fässpichen. Hinter der Binder-gasse, die wie ein dunkler Schlund vom Marktplatz her sich öffnete, beschlug ein Schmied ein Pferd auf der Gasse. Er war dick wie ein Fatz, das Hemd klebte ihm am Leibe, den unbändigen Bauch hielt ein zwei Hände hoher Gürtel.

Lene mußte auf die andre Seite der holprigen Gasse hinüber. Die Geschirrtstraße herein kam ein aufgetürmter Erntewagen. Er schwankte von einem der Kopssteine zum andern; leise knisterte es in dem trockenen Stroh des Roggens.

Der Rosenbühl schmorte. In leichtem Flimmern zitterte die stehende Luft. Kein Laut rührte sich hier. Auf der alten Stadtmauer glühte die faserige Bechnecke, stand still und hoch die goldene Königskerze.

Die abfallende, sonnenlose Rosengasse brachte faden Kellergeruch. Und dann lag wieder der weite Johannisplatz vor Lene, sonnenübergossen, mit dem murmelnden, plappernden Bronnen in der Mittel! —

IV.

„Was hat denn die Konradsrentner Försterin von Dir gewollt?“ fragte der alte Schneider und fuhr mit der verkehrten Hand stoßweise über den mit der Schere gestutzten, weißen Schnurrbart hin und her: „Uszia-Viskupzia! . . . Zaleszik! . . .“

Sein Gesicht glühte. In der Frühe hatte er einem Beamten eine neue Hose „geliefert“, und, wie er gefürchtet, kein Geld bekommen. Den Horn wollte er beim „großen Christof“ vertrinken. Aber die zwei Stunden, die das Wirkshaus am Vormittage geöffnet war, reichten nicht. So war er, als der Sturm-Toffel um vier Uhr wieder aufmachte, sofort wieder der erste Gast, saß auf seinem Eckplatz an der Wand beim Ofen, wo er alles übersehen und durch die offene stehende Thür auch den Hausflur kontrollieren konnte und trank eine Halbe nach der andern. Jetzt ging es stark auf acht, der Horn hatte sich noch immer nicht dämpfen lassen.

Der Wirt, ein langer, hagerer Mann, der das linke Bein etwas nachzog, warf einen Blick auf den Frager und verteilte gleichmütig die mitgebrachten vollen Zinn-Halben an seine Gäste, von denen die meisten nach den blühenden Pleischeln ordentlich haschten. Dann erst lehrte er zum Schneider zurück, stützte beide Hände auf eine Stuhllehne, neigte sein farbloses, von einem schütterten, fahlen Bart umzogenes Gesicht dem Bekannten zu und sagte:

„Die Frau Gruber? . . . Wieso weißt Du? . . . Ach ja, die Thür! . . . Das kann man schon sagen, Geheimnis ist's kein's. Sie war bei mir, weil ich im Gemeinde-Ausschuß bin. Etwas mehr Pension will sie haben . . . Ich hab' ihr meine Stimme auch versprochen . . . Kennst Du sie? . . .“

Der alte Marner malträtierte noch immer seinen Schnurrbart.

„Sie war a paar Mal bei mir im Laden und hat was für ihre Studenten gekauft . . . Die handelt nicht lang; sagt: So viel — und ans ist's!“

„Ja . . . und schön g'stellt ist sie noch! . . . Was, Schorich? . . . Wenn man gesunde Beine hätt', könnt einem der Junggesellenstand schon leid thun . . .“

Der Schneider ließ seinen Schnurrbart in Ruh. Ganz erschrocken meinte er:

„Aber . . . Du hast doch 's Waberl, wenn es Dir z'viel wird! . . . Und Deine Gäst' . . . Na ja, ich sag's ja . . . Und der ist — hm! — noch so alt . . .“

„Das sagst Du? — Gast zwei Weiber unter der Erd . . . und die dritt' . . .“

„Hat mich, Freunderl! . . . Hat mich! . . . Wenn ich nur mein Hausschlüssel hätt! . . .“

„Daß gut sein, alter Pulverfresser! Wenn's ein wenig stiller geht, schick' ich die Betty oder den Gottlieb hinunter. Und will die Alte gar net mit dem Schlüssel heraus, kammst wieder einmal einsteigen, über's Ladendachel . . . Du weißt ja, wenn ein Ausschuß-Mitglied mit dabei ist, hält dir die Polizei sogar 's Leitertl . . .“

Während die beiden sich unterhielten und neckten, war das Stimmengetöse, das sonst die Schänke erfüllte, ausnahmsweise etwas weniger laut gewesen. So hatten einige an den Nebentischen manches aufgeschnappt. Der kleine, dicke Funken-Schuster, der an dem vorderen Mittelstisch mit dem Rücken gegen die Thür saß, hatte beide Hände in die Hosentaschen geschoben und mit vorgeneigtem Kopf die ganze Zeit über „gespitzt“. Jetzt brach er los, nachdem er sich mit dem Stuhl zurückgelehnt, soweit es ihm möglich war.

„Was! . . . Pension? . . . Noch mehr Pension? . . . Für die alten Witweiber? . . . Wer giebt denn uns was? . . .“

„Junge Witwe!“ sagte einer.

„Ushata—Wischata! . . . Wie der Schneider“ — das Wort kam wie zerhaut heraus — „sagt . . .“

„Verbitt' ich mir! . . . Klarner heiß ich! . . . Verstanden?“

Der Schuster drehte seine Augen nach dem Alten, der von der Bank aufgefahren war, und meinte wegwerfend:

„Ach was! . . . Schneider ein . . .“

„. . . Viech!“ Klang's irgendwo.

Sofort fiel der Alte wieder auf seinen Sitz zurück.

„Alsdann! Junge Witwe oder alte Witwe, das ist mir wurscht! . . . Da muß ja der kleine Gewerksmann zu Grund' gehen, wenn das so fortgeht! . . . Was kosten uns nur die Lehrer! . . .“

Der graue Kopf des Fünzigers, der an der andern Seite des Tisches, dem Schuster gegenüber, saß, kam in zitterndes Wackeln.

„Gestatten Sie! . . . Erlauben Sie mir! . . . Wir thun unfre Pflicht und arbeiten! . . .“

„Arbeiten?“

Der Schuster setzte beide Fäuste auf den Tisch, neigte sich vor und quakte:

„Arbeiten! . . . Ja, drei Stunden den Tag! . . . Und zwei Monat', wo die Ferien sind, wird ganz und gar gesaullentz . . . Und wir haben die Kinder auf dem Hals! . . . Und das viele, viele Geld! . . .“

Lehrer Kroh wandte sich ab.

„Ungebildeter. . .“

„Was? . . . Sie sind ja ein halber Tschech! . . . Ein Hergelaufener, ein Zugelogener! . . . Von unsren Steuer-gulden werden Sie bezahlt . . . Und da wollen Sie einen Bürger . . . Toffel, seit wann stehen wir in der Bürgerliste? . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Spion.

Von Ernst Kreowski.

Alle, die ihn kannten, oder mit ihm aus irgend welchem Grunde umgingen, rannten es sich unter berechneten Augenzwinkern zu: „Wasklusoff ist ein Spion!“ Beweise hatte wohl keiner. Aber man wollte wissen, daß dieser Deutschrusse als Dolmetscher in Diensten einiger fremdstaatlichen Generalkonsulate oder Gesandtschaften stehe, die man sich nicht scheute, beim Namen zu nennen. Zwar sei er journalistisch für einige inländische Zeitungen thätig. Allein sothane, augenscheinlich nur sporadisch betriebene Beschäftigung werfe nie und nimmer soviel ab, daß man ein, wie man zu sagen pflegt, „glänzendes“ Leben führen könne. Und einen großen Aufwand machte Wasklusoff in der That. Das war unbestreitbar erwiesen; denn er verfügte stets über reichliche Geldmittel. Wo man in geheimen Zirkeln hohe Spiele entrierte, wo froh gelaunte Künstler poluherten, oder schwer reiche Großquarrier und näselnde Gardelieutenants in Civil im Kreise leichtlebiger Demimondedamen die Champagnerpfropfen knallen ließen, war Wasklusoff dabei. Seine Bekanntschaften und Verbindungen gingen offenbar sehr weit, sonst wäre er doch sicher nicht überall gelitten gewesen. Am meisten aber bewegte er sich in schriftstellerischen und journalistischen Clubs oder Privatcirclen der Großstadtmetyropole. Hier fühlte er sich „heimisch“, hier genöth er Geltung als „Kollege“, freilich mit „wenn“ und „aber“. Irrend etwas müsse nicht richtig sein, sagte man sich. Man sah ihn, ohne eigentlich zu wissen warum, lieber gehen als kommen, obgleich

er als Sprachgenie angestaunt wurde und ein ungemein amüsanter Plauderer und liebenswürdiger Gesellschafter war. Weinige jeder der vom schweren Studienst der Zeitungen abgerackerten Kollegen sah erschreckt auf, wenn Wasklusoffs hochgewachsene Gestalt in der Thüröffnung auftauchte und wenn seine glatt rasirte, einem katholischen Geistlichen oder einem biederem Heldenväter-Spieler zum Verwechseln ähnliche Bioge mit dem langen spitzen Gesichtserker in den Kreis der Stammtischler hinein leuchtete, just, als wie ein Habicht unter einen Schwarm gurrender Rauben stößt. . . .

Sahen da jähst, nach alter Gepflogenheit, wieder mehrere stadtbekannte Bühnenkünstler und Ritter der Feder in einem renommierten Lokal beim gemütlichen Abendschoppen. Man „fachsimpelte“ natürlich, wie meist, so lange die „Fidelitas“ fern bleibt. Auch das wehleidige Thema „Kritik“ wurde durchgehocket.

„Pyropos,“ rief plötzlich ein jugendlicher Held und Bonvivant, „habt Ihr's schon gelesen? Unser guter alter Doktor Nädler ist heute plötzlich gestorben . . .“

Mit eins war alles stumm. Dann aber hub ein besüßteses Fragen, ein herzlich bedauerndes Lamento an.

„Wo hat die Nachricht gestanden?“

„In der Abendzeitung, da . . .“ Alle lasen.

„Nicht möglich,“ ließen sich ein hochangesehener Charakterdarsteller des Goethe-Theaters und ein viel genannter Dramatiker wie aus einem Munde vernehmen, „nicht möglich! — Aber wer weiß etwas Positives . . .?“

„Wasklusoff soll ja die Notiz an die Redaktion geschickt haben, der muß es doch wissen.“

Man interpellierte flugs den fraglichen Verfasser, der, mit andern vergnügt an einem Tische abseits plauderte.

„Allerdings,“ antwortete der etwas zögernd, „ich habe es heute hier gehört . . .“

„So ist es denn wirklich wahr . . .? Mein lieber guter alter Nädler tot — —“

Und während sich unser Künstler eine Thräne aus den Augen wuschte, ergähte er mit vor Rührung zitternder Stimme von dem Verstorbenen, der sein Freund und ein edler Mensch gewesen, den alle gesamt und aufrichtig verehrt hätten.

Inzwischen suchte man doch nähere Erkundigungen einzuziehen und laudte zu diesem Zweck einen Boten auf Umfrage aus in allen Lokalen, wo Dr. Nädler lange Jahre verkehrt hatte. Aber es war nichts zu erfahren gewesen. So sagte man sich denn in das Unvermeidliche und trank manchen Schoppen aus des Theaterkritikers Gedächtnis. Unterdessen war's spät geworden, nach und nach verabschiedeten sich die Gäste vom Nachbarrzimmer.

Plötzlich ging die Thür auf und — wer beschreibe das allgemeine Stammen! — Dr. Nädler tritt herein . . . Man glaubt zuerst an optische Täuschung. Aber wie der Totgesagte an den Tisch kommt und allen einen frohen guten Abend zrusst, da springt man auf und in der nächsten Sekunde liegen sich die Freunde in den Armen. Beim Freundschaftschoppen hatte man bald die gewünschten Aufklärungen.

Es war doch ein grausamer Scherz gewesen. Man erging sich in unwilligen Aeußerungen über dessen Urheber, der ziemlich beschämt in sein Glas schaute.

Ihm wandte sich nun der Dramatiker zu und er that es, überdies schon erhitzt vom Wein, in heftiger Erregung. „Na hör' mal Wasklusoff,“ jagte er im schneidenden Ton, „schön war das nicht. Ich weiß zwar, und viele sagen's, daß man Dir kein Gutes zutrauen darf. Bist Du schon ein Spion, gut; aber die Notiz war eine bodenlose Gemeinheit!“

„Was heißt Spion?“ erwiderte trocken der andre.

„Je nun, etwas mythischer Art sind Deine Beziehungen zum Konsulat von Dingsda doch. Man munkelt so allerlei, kurz, Du feiest ein bezahlter Spion. Du siehst als agent provocateur, als Anpäger im Dienst irgendeiner ausländischen Behörde. Lengue es nicht. Du bist und bleibst ein Spion, basta.“

Alles lachte über diese halb scherzend, halb ernsthaft hingeworfene Apostrophierung und stieß die Gläser zusammen. Das Tischgespräch hatte eine politische Grundfarbe erhalten, die Bigeleien und harmlosen Sticheleien auf Wasklusoff gingen lustig weiter.

Dieser hatte sie schweigsam mit angehört; aber er schien doch indigniert, wenn nicht gar im Innern erbost zu sein. Denn als der Charakterdarsteller, angestodt durch die Anklage, schließlich das Glas erhob und in seiner ungenüßlichen östreichischen Art Wasklusoff zutrank mit dem Anruf: „Na, Prost, Herr Spion!“, da stand dieser in seiner ganzen Länge auf. Seine Stimme Klang drohend zu dem Sprecher hinüber: „Das durften Sie nicht sagen, Herr Pälsh! Sie nicht, der Sie ein Ausländer und ein Jude sind. Verstehen Sie? Nein, Sie nicht! Das Wort soll Ihnen teuer zu stehen kommen!“

Damit bezahlte er seine Reche und wandte sich zum Gehen.

Alle waren perplex. Kein Mensch hatte an solch einen Auftritt gedacht, es war ein schwüler Moment. Jeder erhob sich unwillkürlich. Der Dichter vermittelte etwas malitios, Doch Pälsh, dem die Absicht einer Beleidigung ganz fern gelegen hatte, entschuldigte sich: „Es war ja nicht böse gemeint. Und Sie scherzen doch nur, Herr Wasklusoff — —“

„Rein, ich scherze durchaus nicht,“ entgegnete dieser im selben bedrohlichen Sprechtone. „Geben Sie acht, sofern es Ihnen einfallen möchte, ein ausländisches Gastspiel zu unternehmen! Sie werden

ernstlich von mir hören! Ihre „Späße“ sollen Sie gereuen, Herr Pálffy —

Mit höchstem Gruß ging er an der Tischgesellschaft vorüber und hinaus. —

„Na, da habt Ihr's,“ pläzte der Dichter unbändig lachend heraus. „Endlich hat der Filou Farbe bekamt. Nun glaubt Ihr's doch, daß er ein Epion ist? Na, wart', Gallunke!“

Etwas bellommen trank man leer und brach auf. Wie als habe man die leibhaftige Pest gesehen, verließen alle das Lokal. . .

Kleines Heuilleton.

— Die Kagenfreundin. Das „Wiener Extrablatt“ vom 13. September berichtet: Vor dem Richter der Josefstadt stand heute der Perlmutterdrechser Franz Goll unter der Anklage des Mordverruchs an einer Kage, strafbar als böshafte Sachbeschädigung. Die Verhandlung nahm folgenden Verlauf:

Richter: „Sie sollen gegen die Kage der Frau Johanna Zessa zwei Schüsse abgeben haben?“

Angell: „Ich? Erstens hab' ich gar keine Zeit zum Schießen und zweitens kann ich's gar nicht. . . ich hab' in meinem Leben noch nie geschossen!“

Richter: „Sie sollen bei der angeschossenen Kage im Hausgange ertappt worden sein.“

Angell: „Wenn ich a Kag' ermorden will, thu' ich's doch nicht bei helllichem Tag' auf'm Gang. Ich bin erst zur Kag' kommen, wie s' schon bleißert war!“

Es wird die Zeugin Frau Zessa, Eigentümerin der Kage, vorgelesen.

Richter: „Haben Sie den Angellagten schießen gesehen?“

Zeugin: „Ein andrer kann's mit than haben, er is neben der Kag' a'standen und sie hat zwei Löcher im Raden gehabt.“

Richter: „Hatte er eine Waffe?“

Zeugin: „Nein.“

Richter: „Da kann ja ein andrer geschossen haben.“

Zeugin: „Er war's! Er hat zu mir g'sagt: „Hängen S' ihr an Stan um'n Hals und werfen S' es ins Wasser“ . . . meine arme Kag'!“

Richter: „Er hat's vielleicht gut gemeint, damit sie nicht so leiden soll?“

Zeugin (wehmütig): „Aber Herr Richter! Sie war ja noch zu retten!“

Angell: „Herr Richter! „Die Kag' lebt noch heut' und is pumperla'sund!“

Zeugin: „Sie war aber zwei Tage ohnmächtig (Heiterkeit) . . . und . . . was das Aergste ist . . . denken S' Ihnen nur . . . sie hat erst am vorigen Tag' entbunden (erneute Heiterkeit) . . . und die armen Jungen haben keine Mutter gehabt, die sie hält' säugen können!“

Angell (verächtlich): „Na . . . hätten Sie si' an Ihrem Busen genährt!“

Richter: „Ich verbiete Ihnen solche Witze! Das ist ganz ungebührlich, Sie sind im Gerichtssaale!“

Angell: „Entschuldigen Sie schon, Herr Richter, aber sie is gar so a Kagenfreundin . . . sie hat ja viel Kagen! Und . . . wie komme ich unschuldig dazu, daß ich die Kag' soll haben mürdern wollen!“

Zeugin: „Behaupten kann ich's nicht!“

Der Richter sprach den Angellagten frei, da seine Thäterschaft durch nichts erwiesen sei. —

Theater.

Lessing-Theater. Charlotte Wiehe. — Fast noch fleißiger wie sonst, wenn irgend eine ausländische Verühmtheit ihr Kommen zugesagt, war diesmal die Trommel der Reklame für die dänische Pantomimin geschlagen worden. Und trotzdem überbot sie die Erwartungen. Es scheint kein weites Gebiet, über das sie herrscht, ihre Verwandlungsfähigkeit mag in verhältnismäßig enggefederte Grenzen gebannt sein, aber innerhalb derselben da ist sie wirklich Herrin, da giebt es keine noch so versteckte Nuance feeltlich-törperlicher Empfindungen, für die sie nicht mit wahrhaft verblüffendem Instinkte den unmittelbar passenden Ausdruck fände. So beredt sind die Bewegungen der Arme, die Windungen des Körpers, das Auf und Ab des stummen Mimespiels, daß die Sprache hier wirklich als ein Ueberflüssiges erscheint. So wie sie auftritt, stellt sich Illusion und Spannung wie mit einem Zauberstrich ein, die flache, phantasielose und gekünstelte Umatur der Mimodramen — armselige Instrumente, auf denen sie spielt — ist auf einmal vergessen.

Ihre Tänzerin Vivette in dem Verensischen Mimodrama „Die Hand“ war im kleinsten Rahmen eine Charakterschöpfung großen Stils. Ob die etwas spigen, marlkanten Züge des blauen, gar nicht mehr jugendlichen Gesichtes hübsch sind, darüber ließe sich streiten. Aber die Bewegung leiht ihnen eine sieghafte und verführerische Gewalt. Keine der vielen Schilderungen perverter weiblicher Koketterie in den Pariser Romanen kann sich mit dem lebendigen Bilde dieses Typus, das die Wiehe als Tänzerin hier in rascher Folge entrollt, an Farbenreichtum und anschaulicher Uebersetzungskraft messen. In dem lagenartig böshafsten Spiele mit dem Liebhaber, in dem ge-

schmeidigen Abstoßen und Anziehen, in dem triumphierenden Tanze, in dem sie einsam, nachdem sie den Baron auf die Straße hinabgeschickt, ihre Schönheit lachend und berauscht genießt, in den weichen schlängelhaften Bewegungen der Arme, in den rasch auf-flackernden und verlöschenden Grimassen spöttisch-gemeiner Frechheit enthielte, still und lautlos, sich die Seele bis in dunkelsten Tiefen: Natur, die sich im innersten zur Umatur, zu raffiniertester, Verderben drohender Gemüthsucht verlehrt hat. Aus dem sinnlichen Feuer selbst wehte ein Hauch eisiger Kälte. Packend war auch der Uebergang zu ratlosem Entsetzen, die animalische Angst, die das zierliche Weien mit den scharf geschliffenen Krallen befüllt, als sie hinter dem Vorhang plötzlich eine fremde Hand, die Hand des Eindringers sieht. Natürlich erscheint im rechten Augenblicke, grade als der Dieb der ohnmächtig Zusammengebrochenen die Ringe von den Fingern reißen will, der abgewiesene Liebhaber als Retter aus der Not. Der Dieb — ein echter Pantomimeneinfall! — ist von der Schönheit Vivettes so bezaubert, daß er, den Schmutz rasch wegwerfend, mit einer Rose, die die Tänzerin an ihre Brust gedrückt hatte, sich fortmacht! Der wadere Liebhaber aber darf bleiben.

Die zweite Pantomime: „Der Puppenmann“, stellt, was Komposition und Handlung anlangt, noch größere Ansprüche an die Gutwilligkeit des Zuschauers als der belehrte Eindringler der ersten. Herr Soberin-Mars, der, wie es im Theaterzettel heißt, „ein Schauspieler von hoher Begabung ist und die stummen Rollen in schauspielerischer Auffassung spielt“, tragierte hier einen Poeten. Er fährt mit seinen Fingern lange über die Stirn hin und her, zum Zeichen, daß er er von dorthin allerhand Gedanken heranzuloden trachtet. Vergebens! Die Ideen wollen keine Gestalt annehmen. Um nachzuhelfen, holt er aus einer Kiste ein Paar veritable Puppen hervor. Diese Puppen bedeuten — der Theaterzettel ist Zeuge — „seine Ideale, denen er, vermöge seiner eingebildeten magischen Kräfte, Geist und Seele einhauchen zu können glaubt“. Es ist tiefergreifend, mitanzusehen, wie sich der arme Mann mit den bunten Dingen abquält. Endlich schlummert er ein und nun schleicht die Geliebte, die schon lange eifersüchtigen Groll auf all das Puppenvolk hegt, herbei. Um die Konkurrenz zu schlagen, will sie ihm selbst als Puppe erscheinen. Die folgenden Scenen erinnern an eine japanische Pantomime, in der die Sada Yaso im vorigen Winter auftrat. Sie war da eine Statuette, die, ähnlich wie in der Pygmalionsage, durch die Liebe des Künstlers befeelt, aus dem Rahmen sich ablöst, langsam zum Leben erwacht und dann wieder in leblose Erstarrung zurückfällt. Vielleicht, daß der Erfolg der reizenden Japanerin in der alten, wirklich phantasielosen Pantomime, Frau Wiehe zuerst den Wunsch erregt hat, ihre Kunst in ähnlichen Scenen zu versuchen und daß dann daraufhin dies so arg prosaisch ansehende „Mimodrama“ gedichtet wurde. Für den Poeten ist sie schließlich nicht verantwortlich, sie selbst aber braucht den Vergleich nicht zu scheuen. Ihre blonde Puppe gehört ihr wirklich ganz und gar als eigen zu. Es ist daselbe Thema, aber in völlig selbständiger, ganz persönlicher Variation. Auch die Yaso betonte das rückweise, drollige in der Verwandlung, aber jedoch ihrer Drolligkeit hastete noch immer etwas gemessen Feierliches an. Charlotte Wiehe ist in dieser Rolle ganz Ausgelassenheit. Dort war es wirklich eine Statue, hier wirklich eine Puppe, die man lebendig werden sah. In einem Kasten wird sie zu dem nach immer neuen Puppen trachtenden Poeten herangeschleppt. Und unter seinen früher stets vergeblichen Beschwörungsformeln, beginnen Arme und Finger der großen Menschenpuppe dann zu schlenkern und zu schnappen; es ist ein Spiel, in dem Ammut und Eitelkeit aufs reizvollste sich einen. Dem glücklichen Poeten fallen im Arme dieses Puppenwesens natürlich gleich die aller schönsten Verse ein. Und komischer noch als das Erwachen ist dann die Rückverwandlung in das Puppentum. Der Poet, der für die Drolerie nur wenig Sinn beweist, will sich gerade aus Verzweiflung den Puls durchschneiden, da wirft sie die Verkleidung ab und fliegt ihm als Geliebte an den Hals. Auch in dieser Pantomime ist es im Grunde wieder der Triumph weiblicher Koketterie, den die Wiehe darstellt, die Augen blitzen ihr von heimlicher Durchtriebenheit, von Lust über die Freiche, mit denen sie den thörichtigen Mann besiegt, aber es ist hier die Liebenswürdig, die aus der Liebe selbst geborene Koketterie.

Medizinisches.

— Nasenverkleinerungen. In der „Berliner Klinischen Wochenschrift“ berichtet der orthopädische Chirurg Dr. Jacques Joseph über einige operative Nasenverkleinerungen, die er an Patienten der verschiedensten Berufsclassen ausgeführt hat. So erkrante sich ein junger Mann eines Niechorgans, das mit einem Entenschnabel überwachsende Fechtlichkeit hatte. Nach der Operation wurde dem ominösen Gesichtsvorsprung das Komische seines Ansehens genommen. Die kolbenartig verdickte Nase einer jungen Dame

erhielt eine narkotische Proflbreite. Die Nase eines Lieutenants erkrankte früher an häßliche tierische Verhältnisse, mit einem Worte an eine Schweinsnase; jetzt erkrankte sie ganz normal. Ein Ingenieur besaß eine sogenannte Handwurfsnase, so daß die Untergebenen sich über ihn lustig machten; durch die Operation wurde die Nase kleiner und gerade. Eine ähnliche hübsche Form erhielt die lange, mit einem Höcker verzierte Nase einer jungen Frau. Ein junger Künstler ließ seinen gewaltigen Höcker durch die Operation entfernen und erfreut sich jetzt einer tadellosen, vollkommen geraden Nase. Was die Motive anlangt, welche die erwählten Personen zur Operation veranlaßt haben, so liegt es für den Meingeweihsten sehr nahe, Eitelkeit als die alleinige oder vorwiegende Triebfeder zu dem Entschlusse, sich operieren zu lassen, anzunehmen. Das ist jedoch bei den von Dr. Jacques Joseph Operierten keineswegs der Fall gewesen. Vielmehr war es der innige Wunsch, unbelästigt des Weges zu gehen und umfangehen mit den Menschen zu verkehren. Sehr deutlich trat das zum Beispiel bei einer 88jährigen Dame in die Erscheinung. Als sie am ersten Tage nach der Operation von ihrem ersten Ausgange zurückkehrte, ergriff sie glückselig beide Hände des Arztes und sagte: „Herr Doktor, ich kann Ihnen nur sagen, kein Mensch hat mich angesehen.“

Physikalisches.

— Das violette Licht und die Edelsteine. Vor einigen Jahren hatte Mascart auf einige Eigentümlichkeiten hingewiesen, welche das von einer Bogenlampe ausgestrahlte violette Licht auf Diamanten ausübt, und Charnet hat diese Wirkungen näher untersucht. Es handelt sich um eine Fluorescenz, die in bestimmter Beziehung steht zu dem Feuer, welches Diamanten auch bei gewöhnlichem Kerzenlicht entwickeln, worin ihr besonderer Wert als Schmuckstein besteht. Je schöner der Diamant bei dem violetten Lichte blau fluoresciert, um so mehr Feuer zeigt er auch bei Kerzenlicht; färbt er sich im violetten Lichte nur einfach violett, so hat er wenig Wert als Schmuckstein. Damit ist ein einfaches Mittel gegeben, die besten Diamanten von den geringeren zu unterscheiden. Bei einem gelben, in Facetten geschliffenen Diamanten sah Charnet im violetten Lichte nur einen roten Glanz längs der Facettenkanten, aber nach mehrstündiger Beleuchtung hatte der schöne gelbe Goldglanz desselben einen bräunlichen Ton angenommen, der den Stein fast wertlos machte. Glücklicherweise war es nur eine vorübergehende Veränderung, und nach einigen Stunden im Dunkeln hatte der Stein seinen schönen Goldglanz wiedergewonnen. Auch der Wert des Rubins läßt sich nach seinem Verhalten im violetten Licht am leichtesten beurteilen. Die Rubine von Siam und Birma haben einen sehr ungleichen Handelswert und sind doch bei gewöhnlichem Lichte schwer zu unterscheiden. Bringt man sie aber in die Strahlen des violetten Lichtes, so zeigen die ersteren nur eine schwache Fluorescenz, während die geschätzteren zweiten eine starke Fluorescenz zeigen. —

Astronomisches.

en. Ein Komet mit bloßem Auge sichtbar. Der neue Komet, der am Morgen des 1. September durch Prof. Perrine auf der Lhd. Sternwarte entdeckt wurde, ist seitdem an so vielen Orten (darunter an der Urania-Sternwarte zu Berlin, in Königsberg, Greenwich, Kopenhagen) beobachtet worden, daß sich schon etwas Genaueres über seine Eigenschaften und seine vermutlich weiteren Schicksale sagen läßt. Bei der Entdeckung befand er sich im südöstlichen Teil des Sternbildes Perseus und bewegte sich in nordwestlicher Richtung gegen den Stern Algol hin. Aus den vorläufigen Bestimmungen seiner Bahn, die Professor Perrine vorgenommen hat, würde er seine größte Sonnennähe am 24. November etwas nach Mitternacht erreichen. Die Neigung der Bahn des Kometen gegen die der Erde beträgt 156 Grad, so daß sich die Ebenen beider Bahnen unter einem spitzen Winkel von 24 Grad schneiden würden. Ein höchst interessantes Schauspiel würde die Beobachtung des Kometen gewähren, wenn man sich dazu etwa nach Münchhausenschem Vorbild von unsrer Erde fortbegeben könnte. Wer dann die Bahn des Kometen von oben her verfolgen könnte, würde den sonderbaren Anblick haben, daß das Gestirn im nächsten Monat auf seinem Wege gegen die Sonne scheinbar über die Erdbahn hinweg oder die Erde unter ihm durchginge. Erde und Komet bewegen sich nämlich in entgegengesetzter Richtung, letzterer im Sinne des Ganges eines Uhrzeigers, ersterer umgekehrt. Zu jener Zeit werden beide Himmelskörper einander sehr nahe kommen, und da sich der Komet gleichzeitig auf die Sonne hinbewegt, so wird seine Helligkeit noch sehr beträchtlich zunehmen. Sein Licht hat sich seit seiner Entdeckung, als es einem Stern 9. Größe entsprach, bereits verdoppelt und wird nach der Schätzung von Professor Perrine binnen einer oder zwei weiteren Wochen auf das Siebenfache der ursprünglichen Helligkeit anwachsen. Es ist daher anzunehmen, daß er auch für das unbewaffnete Auge sichtbar sein wird. Leider muß der Komet freilich, noch bevor er seine größte Sonnennähe erreicht haben wird, für uns Erdbewohner wieder verschwinden, da er zwischen Erde und Sonne tritt und so in deren Strahlen untergeht. —

Geologisches.

— Erdformationen am Scharmückelsee. Ueber die geologischen Formationen in den Gruben bei Silberberg am Schar-

mückelsee wird der „Vossischen Zeitung“ geschrieben: Auf der Höhe des westlichen Ufers am Scharmückelsee befindet sich unweit des Dominiums Silberberg eine Grube im Braunkohlengebirge, deren Längswände rechtwinklig zum Seeufer laufen, während die Rückwand parallel mit diesem geht. Kurz vor dem Ende der Grube hört plötzlich auf beiden Längsseiten das Braunkohlengebirge in einer geraden, senkrechten Linie auf und es beginnt daneben das Diluvium. Das Braunkohlengebirge ist deutlich an den chokoladenfarbenen Sanden und Thonen sowie an dem Flöz zu erkennen, das Diluvium bildet eine hellbraune Wand aus Kies, Sand und Thon mit größeren Geschieben. Das Braunkohlengebirge und auch das Moränengebirge (Diluvium) zeigen Faltungen und Stauungen, die besonders an dem Flöz sehr schön zu verfolgen sind. Man hat es also hier mit einer deutlichen „Verwerfung“ zu thun, d. h. das Moränengebirge ist abgesehen, während das Braunkohlengebirge stehen geblieben ist. Das Diluvium muß ehemals das Tertiar bedeckt haben, so daß ein steiler Abhang emporragte, und im Laufe der Zeit ist dann durch die abspülende Thätigkeit des Regenwassers ein Ausgleich im Gelände herbeigeführt worden. Am Seeufer, also in niedrigerer Höhe, befindet sich eine zweite Ziegeleigrube. Diese liegt im Diluvium und besteht aus Thon, der von Sand bedeckt ist. Auch in dieser Grube ist eine „Verwerfung“ ausgebildet, die gleichfalls parallel mit dem Seeufer läuft. Hier schneidet ungefähr zehn Meter vom Ufer entfernt der Thon scharf neben dem Sand ab und die Thonschichten, die in der ganzen Grubenwand horizontal laufen, sind an ihrem Rande neben der „Verwerfung“ etwas nach unten herabgezogen. In dem Sande kann man dicht neben der „Verwerfung“ wiederum Stauungen beobachten. Ähnliche Erscheinungen finden sich auch auf dem Ostufer des Scharmückelsees in den Mergelgruben hinter Theresienhof bei Dienstdorf, und auf Grund dieser Beobachtungen hat der Geologe Dr. E. Zache, der Erbauer der geologischen Wand im Humboldtthain, die Vermutung ausgesprochen, daß der Scharmückelsee nicht, wie man bisher angenommen hat, der auswaschende Thätigkeit der Schmelzwässer des Inlandsees seine Entstehung verdankt, sondern daß er ein „Graben“ ist, d. h. ein Stück Erdrinde, das hinabgesunken ist, während in der Umgebung des dadurch gebildeten Seebeckens die Erdrinde stehen blieb. Hierdurch ist auch erwiesen, daß bei der Oberflächengestaltung des nördlichen Landes nicht allein die Gletscher- und Schmelzwässer des Inlandsees, sondern auch vulkanische Kräfte mitgewirkt haben. —

Humoristisches.

— Immer dasselbe. „Es ist schrecklich! Was ich auch treibe, ob Lustbasion, Pferd, Rod oder Automobil — zum Schluß lieg' ich immer im Graben!“ —

— Größenwahn. Tropenjäger (der soeben einen Elefanten geschossen hat): „Du dumme, daß ich den Rudack verjessen habe, da hätt' ich den Kerl gleich mitnehmen können!“ —

— Ländlicher Maßstab. Frau: „Michel, mach's Maul auf, daß i sieh, wie groß i d' Rudel machen soll!“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Unter dem Titel „Deutsche Not und deutsches Ringen“ ist in Braunschweig eine vom dortigen Prüfungsausschuß für Jugendschriften getroffene Auswahl aus W. Raabes Werken erschienen. Sie enthält: Wie Markus Horn heimkehrt und zu Hause empfangen wird (aus: „Unseres Herrgotts Stausel“), Else von der Lann, Was die Grohnmutter von Anno 1806 und 1813 erzählt (aus der „Chronik der Sperlingsgasse“). —

— Sudermanns neues Drama „Sokrates, der Sturmgejelle“, wird in diesem Jahre noch nicht in Scene gehen, weil der Dichter einige Aenderungen an dem Stücke vornehmen will. —

— Das Schauspiel „Die Wiederkehr“ von François de Cuvrè erzielte im Wiener Deutschen Volkstheater einen schönen Erfolg. Derselbe Bühne hat ein Volksstück von Heinrich Schuray „Dorfmusikanten“ zur Aufführung angenommen. —

— „Der Dorfklump“, eine Oper von J. Hubay, wird am 1. Oktober im „Theater des Westens“ ihre Erstaufführung erleben. —

— Im Hamburger Stadt-Theater findet am 24. September die erste deutsche Aufführung von F. Massenets „Der Gaultier unserer Lieben Frau“ statt. —

— Die Sonnenkommission der französischen Astronomischen Gesellschaft hat einen Bericht über die Beobachtung von Flecken und Fackeln auf der Sonne während des vorigen Jahres veröffentlicht. Im Jahre 1901 traten 12 verschiedene Gruppen von Sonnenflecken in die Erscheinung, sie umschlossen insgesamt 392 einzelne Flecken. Da sich die Sonne gegenwärtig im Zustand der Fleckenarmut befindet, so war sie an fast 300 Tagen des Jahres ganz fleckenrein. —